

# Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 27 Altena, den 5. Juli 1927



## Etwas über Mädchenpensionen

Von Maria Kasten.

Mehr denn je drängt sich in unserer Zeit, da wir wieder eine stabile Währung haben, vielen Eltern die Frage auf: Sollen wir unsere Töchter in eine Pension schicken oder nicht? Ist es überhaupt wünschenswert oder nötig, unsere Töchter in eine Pension zu schicken? Das ist eine Frage, deren Beantwortung den meisten Kopfzerbrechen bereitet.

Im allgemeinen wird man sagen müssen, daß das Pensionatsjahr in vielen Fällen den jungen Mädchen von großem Nutzen ist, vorausgesetzt, daß die Wahl der Eltern auf eine für die Tochter geeignete Pension fällt. Wohl hat das Wort: "Die Tochter lernt am besten bei der Mutter" in mancher Beziehung eine gewisse Berechtigung — gewiß — aber wie viele Mütter der besseren Stände können sich heute der heranwachsenden Tochter so eingehend widmen und wie viele Mütter eignen sich überhaupt zu Lehrerinnen? Auch darf man nicht vergessen, daß die Jugend oft geneigt ist, dem Tadel der Mutter einen gewissen Trost entgegen zu setzen, während eine Rüge von Seiten einer geschätzten Lehrerin viel eher Beachtung findet. Auch das Zusammenleben mit gleichaltrigen Kameradinnen läßt die gemeinsamen Pflichten viel leichter erscheinen.

Dazu kommt, daß das Gemüt des halbflüchtigen Mädchens vielfach nach irgendeinem Gegenstand der Verehrung sucht. In der Pension nun bietet sich dem liebessüchtigen Kinde in Lehrerrinnen und Mitschülerinnen ein harmloses Ziel seiner fehmühtigen Empfindungen. Im Elternhaus dagegen, wo das junge Mädchen dem Einfluß heimlich geleiteter Bücher eher ausgesetzt ist, als in einer gut geleiteten Pension, lockt auch schon die größere Bewegungsmöglichkeit zu kleinen Liebesleien mit jungen Leuten, die meist wohl ganz harmlos sind und bleiben, trotzdem aber doch, wenn sie von den Eltern leicht zu schwer genommen oder durch "liebe Tanten" aufgebauscht werden, zu allerlei Unannehmlichkeiten Veranlassung geben, ja den guten Ruf des Mädchens beeinträchtigen können.

Auch darf nicht übersehen werden, daß sich durch eine Zeitlang im Elternhaus ungewöhnlich eine gewisse Feindschaft entwickeln muß, die verhindert wird, wenn die Heranwachsende sieht, welche Resultate durch abweichende Methoden erzielt werden.

Bismillen gibt man seine Tochter in eine Pension, weil das Mädel in strengere Hände muß. Das "Mädchen in den Fesseln", der launische, von inneren Widersprüchen erfüllte, zwischen Anlehnungsbedürfnis und abweisender Knabenhaftigkeit schwankende "Bachschiff" ist in vielen Fällen, ebenso wie der sich im gleichen Entwicklungsstadium befindliche Bruder, ein ziemlich schwieriger Hausgenosse. Der Ueberzucht an Kraft, der sich oft durch allerlei Ungezogenheiten kund tut, das vorlaute Wesen, die "Meinungsverschiedenheiten", die den Eltern gegenüber durch Trotz, den Geschwistern gegenüber durch wenig erfreuliche Zuhörereien aufrecht erhalten werden und ähnliche andere Liebenswürdigkeiten lassen in anderer Umgebung von selbst nach und werden mit der Zeit ausgeglichen. Der ruhige, stete Einfluß einer verständnisvollen Vorsteherin, die gleichmäßig freundliche, aber unanachsichtige Aufficht der Lehrerinnen, die Schen, sich vor den Kameradinnen bloßzustellen, sich durch Raunen viel leicht eine gute Freundschaft zu entfremden, wirken hier ohne äußere Erziehung wahr Wunder.

Ganz verkehrt ist es aber, wenn Eltern nur aus Rücksicht darauf, "was die Leute sagen werden", oder um dem hohen Pensionatspreis und den vornehmen Mitschülerinnen zu prohen, ihre Töchter in deutsche oder ausländische Pensionate geben. Daraus entstehen nur zu leicht tiefegehende Entfremdungen zwischen Eltern und Pensionate bevölkert.

## Abendlied

Drüben geht die Sonne scheiden,  
Und der müde Tag entschließt.  
Niederhangen hier die Weiden  
In den Teich so still, so tief.

Und ich muß mein Liebste meiden:  
Quill, o Träne, quill hervor!  
Traurig säufeln hier die Weiden,  
Und im Winde hebt das Rohr.

In mein stilles, tiefes Leiden  
Strahlst du, Ferne, hell und mild,  
Wie durch Wälder hie und Weiden  
Strahlst des Abendsternes Bild.

Nikolaus Lenau.

Anders ist es mit England. Erst ganz allmählich ist es nach dem Kriege wieder dort Sitte geworden, die jungen Mädchen in eine finishing school des Inlandes zu geben. Dagegen ist an und für sich nichts zu sagen, denn abgesehen von der sportlichen Ausbildung wird es vielen dienlich sein, die ältere Kultur Englands, seine geschichtlichen Ueberlieferungen etc. kennen zu lernen. Auch durch die Gewöhnung an die selbstverständliche englische Höflichkeit und Rücksichtnahme werden sich für das eigene Benehmen Vorteile ergeben. Auch herrscht in einer Reihe von Pensionaten eine solche Schlichtheit der Sitten, daß man sie in dieser Beziehung nur wärm empfehlen kann. Wie ist es aber mit der wissenschaftlichen Ausbildung? Hier reichen die Anforderungen, die man an die Leistungen der Schüler stellt, durchaus nicht an die in Deutschland üblichen heran. Ein Mädchen, das eine deutsche, gehobene höhere Mädchenschule durchgemacht hat, wird ihren englischen Altersgenossen in tatsächlichen Wissen auf allen Gebieten weit überlegen sein. Dagegen wird der Sport aller Sparten sehr geübt. Für die vornehmen und sehr teuren Pensionate gilt in Bezug auf die geistige Ausbildung das gleiche; hier werden die jungen Mädchen jedoch vielfach an einen solchen Luxus gewöhnt, wie er in Deutschland wohl nur in wenigen Fällen üblich ist.

Von den Pariser Pensionaten aber dürften für deutsche junge Mädchen wohl nur wenige in Frage kommen. Aus eigener monatelanger Beobachtung in den vornehmen Pariser Tochterpensionaten kann ich nur sagen, daß in vielen von ihnen, ohne Wissen der Vorsteherinnen natürlich, ein Ton herrscht, der an Zynismus nichts zu wünschen übrig läßt und aus so jungem Munde doppelt verfehlt. Der wissenschaftliche Unterricht in diesen Anstalten steht jedoch durchschnittlich sehr hoch. Für die Auslands-pensionatinnen veranlassen die besseren Pensionate Vorträge von Universitäts- und Gymnasialprofessoren, die meist in der geistvollen Behandlung des Stoffes hervorragend sind. Von diesen vornehmen Pensionaten gilt aber bezüglich der Steigerung des Luxusbedürfnisses das selbe, was schon von England gesagt wurde.

## Nachkuren

Von F. Fründt.

Es kann nicht die Aufgabe populär-medizinischer Erörterung sein, Ratschläge darüber zu erteilen, was Leute mit bestimmten Krankheiten nach Abfluß eines Kuraufenthaltes zu tun haben. Wer an Gallensteinen, Darm- und Nierenkrankheiten, Zuckerkrankheit, Nerven- und Rückenmarkskrankheiten leidet oder andere sehr untristene Krankheitsbilder aufweist, für den bedeutet der Kuraufenthalt der Regel nach nur eine Etappe in einem größeren Heilplan. Es ist mit der Baderreise nicht abgetan und von einer Nachkur kann im eigentlichen Sinne keine Rede sein, sondern die Kur nimmt eben ihren weiteren Verlauf. So viel ist den Beteiligten auch in der Regel klar, daß bei ihrem Verbleiben mit vier Wochen nichts getan ist. Deshalb werden sie in der Obhut ihrer Ärzte verbleiben müssen.

Anders liegt es bei Leuten, die ohne den zwingenden Drang einer beherrschenden Krankheit, sondern nur einem allgemeinen Mißbehagen oder leichter körperlicher Verstimmlung folgend, in einen Kurort gehen. Hierher kann man die meisten Fettleibigen und Vollblütigen zählen, die Kataraktalischen, die Blutmarmen, und die große Zahl der Nervösen, unter welchem Sammelnamen sich dann wohl auch die Ueberarbeiteten und Ermüdeten zusammenfinden. Fast allen diesen bringt ein vierwöchiger Aufenthalt in einem Kurorte bei zweckmäßigem Verhalten sichtbaren u. fühlbaren Nutzen. Der Fettleibige und Vollblütige nimmt

## Richtige Behandlung bei kleineren Verletzungen

Dr. H.

Oft erscheinen Verletzungen unbedeutend und können doch durch Schmerzhaftigkeit, durch langsame Heilung mit Eiterung und häßlichen Narben sehr unangenehm oder gar durch Blutvergiftung gefährlich werden. — Schnelle Verheilung und unmittelbare Verklebung tritt ein, wenn die Wundflächen rein sind und in ruhiger, enger Verklebung gehalten werden. Verunreinigung kann bei der Verletzung selbst, z. B. durch ein unreines Messer, einen Holzsplitter oder dergleichen verursacht werden, ebenso beim Blutsaugen und Verbinden der Wunde. Durch Fleischmesser können Teile des zerlegten Fleisches in die Wunde gebracht werden, was besonders bei Eingeweiden und von nicht ganz frischem Blut gefährlich ist, weil in Zerlegung übergehende Einzelstoffe leicht sehr heftige Gifte erzeugen; Splitter von allem Holze können außer Eiter erzeugende Bazillen auch solche enthalten, die den lebensgefährlichen Starchtrampf hervorrufen. Auch im günstigsten Falle verzögert jede Verunreinigung die Heilung; die Chirurgie erzielt doch gerade durch die peinlichste Sauberkeit ihre wunderbaren Erfolge. Nun kann schon das aus der Wunde hervorquellende Blut unreine Stoffe wegschwemmen; ist aber irgend eine stärkere oder bedenkliche Verunreinigung zu befürchten, so ist völlige Reinigung mit darübergegoßenem oder gespritztem reinem Wasser, allenfalls mit Essigwasser oder mit ein- bis zweiprozentigem Karbolwasser anzuraten. Blutsaugende Mittel sind ohne ärztliche Anordnung niemals anzuwenden, weil die dadurch erzeugten Blutgerinnsel die Heilung verzögern oder gar — wie die als Volksmittel gebrauchten Spinnweben — Staub und Schmutz hineinsaugen. Die Blutung steht, wenn nicht größere Ädern verletzt sind, sobald die Wundränder genau zusammengelegt und durch einen Verband — etwas reine Verbandswatte oder Verbandgaze und eine ungelegte Binde — so gehalten werden; bei stärkerer oder wiederkehrender Blutung wird das Glied hochgehalten oder -gelagert und mit einer Binde fest eingewickelt. Genügen diese einfachen Mittel nicht, so ist es nötig, einen Arzt zur kunstgerechten Behandlung herbeizurufen.

## Aus dem Engen und Weiten

Bei einem Preisauschreiben über die „Frau von heute“.

Das der „Sannoversche Courier“ kürzlich erlassen hat, sind ca. 500 Gedächtnisse eingelaufen. Die mit dem 1. u. 3. Preise ausgezeichneten lauten:

Freie Kniee, freie Sinne,  
Sport, Beruf und Politik —  
Und doch bleibt der Kindermagen  
Höchstes Glück und letzter Chic.

Dr. Delbanco, Hamburg.

## Der verbrecherische Kindermagen.

In einem rheinischen Städtchen hat ein Student einen Straßbengel erhalten, weil seine Ehefrau einen Kindermagen auf dem Bürgersteig gefahren hatte und einer vorübergehenden Frau von einem aus dem Kindermagen hervorstehenden Draht das Kleid zerrissen worden war. Der Student hat beantragt gegenüber diesem Straßbengel richterliche Entscheidung, mit der Begründung, er habe den Wagen überhaupt nicht gesehen und sei daher auch nicht durch den Draht verursachten Schaden schuld. Man sollte meinen, daß sich der Student mit dieser Auffassung im Recht befindet. Weit gefehlt! Trotzdem verurteilte ihn das Gericht zu einer Geldstrafe, weil er nicht hätte dulden dürfen, daß seine Ehefrau mit einem Kindermagen, auf dem sich ein gefährlicher Draht befand, auf dem Bürgersteig gefahren sei; denn — und das ist der springende

## Ratschläge und Winke

Frauen, die selbst kochen,

müssen ihre Hände täglich einer gründlichen Reinigung unterziehen. Hierzu ist Bimssteinseife vorzüglich. Man kann sie aus Seifenresten sehr gut selbst herstellen, wenn man die kleingeschnittenen Ueberbleibsel seiner Toilettenseife in Rosenwasser oder gewöhnlichem Wasser (nur wenig Flüssigkeit) auf warmer Herdplatte sich lösen läßt und dann halb so viel feines Bimssteinpulver darunter mischt. Man gießt die Seifenmasse in Tassenköpfe oder Blechküsten und läßt sie darin erhärten.

## Weißes Möbel reinigen.

Die jetzt so beliebten weißen Möbel lassen sich vorzüglich mit Blauwasser, wie man es zur Wäsche benutzt, reinigen. Das Wasser entfernt mit Leichtigkeit allen Schmutz. Die Sachen werden wieder blendend und die Farbe wird nicht angegriffen.

## Eine Erfrischung

bereitet während der wärmeren Jahreszeit eine Waschung des Oberkörpers und des Gesichtes mit frischem Wasser, dem etwas kohlensäurehaltiges Wasser zugesetzt ist. Auch Kamelitergeist leistet hierzu vorzügliche Dienste.

## Flecke, die durch zu heißes Bügeln entstanden

sind, lassen sich oft dadurch wieder entfernen, daß man sie mit kaltem Wasser abreibt und den Stoff naß in die Sonne legt.

## Zum Bedecken von Näpfchen und Töpfen

mit Speiseresten usw. eignen sich gutgetriebene Blumentopfunterfüße, da sie nicht abrutschen können.

## Emaillegeschirr,

das vom Wasserhahn gelb angelauten ist, kann man mit Essig und Wasser zu gleichen Teilen und Seife waschen.

## Motten vertreibt man,

indem man blühende Gliederdolden (Sohneder) zwischen das Zeug legt oder hängt. Wenn die Blütezeit vorüber ist, kann man auch Gliederzweige nehmen.

## Tapezierte Wände vor Ungeziefer zu schützen.

In tapezierten Zimmern kommt es häufig vor, daß sich, besonders wenn die Tapeten etwas schadhaft oder losgerissen sind, Ungeziefer, Wanzen und dergleichen hinter den Tapeten einnistet. Um diesem Uebelstande vorzubeugen, legt man dem beim Tapezieren verwendeten Kleister etwas Koloquintenpulver zu und zwar nimmt man auf drei Kilogramm Kleister etwa 50 bis 60 Gramm Pulver.

## Sackierte Gegenstände

dürfen nie mit Soda oder Seife oder mit warmem Wasser gereinigt werden. Sie sind mit weichem feuchten Tuch oder Schwamm abzuwischen und mit weichem Leber oder Tuch zu trocknen. Flecke entfernt man mit erwärmtem oder mit Del vermishtem Mehl.

## Bielgebrauchte Teppiche reinigt man vorzüglich

auf,

## In Wohnungen vertilgt man Fliegen

dadurch, daß man einige flache Teller mit Milch aufstellt und etwas verdünnte, in jeder Apotheke oder Drogerie erhältliche Formalinlösung (giftig) hineingießt. Die Fliegen saugen diese Flüssigkeit gierig ein und gehen binnen kurzem daran zugrunde.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: R. A. Sany, Altena.

dann, weil sie eine kleine Psychologin war und gern Seelenstudien trieb. Sie wußte genau, wie hübsche junge Mädchen auf die männliche Jugend wirken, das hatte sie an sich selbst zur Genüge erlebt. Ein gewinnendes Lächeln und die Männerwelt war hingerissen. Aber wie waren umgekehrt die Gefühle des schönen Geschlechts der männlichen Jugend gegenüber? Diese Frage wollte sie gern aus dem Grunde prüfen, und deshalb zog sie den guten Anzug ihres Bruders an, strich sich ihren kurzgeschorenen Etonkopf zurecht und begann, mit den Besucherinnen einer anderen Schule in aller Form zu flirten. Nachdem sie mit Beschämung für ihr Geschlecht als erste Frucht ihrer Seelenstudien festgestellt hatte, daß die Mädels alle miteinander sehr schnell für Südlingsen empfänglich sind, nahm sie sich eine besonders auf Korn. Da ereignete es sich denn an einem lauen Sommerabend, daß die Auserwählte irgend eine harmlose Aeußerung von Ruth Sanders — vielleicht absichtlich — mißverstand, für einen Seiratsantrag nahm und jart erötend erwiderte: „Ja, ich liebe Sie auch und bin bereit, Ihnen die Hand fürs Leben zu reichen!“ Ruth fühlte nicht die Kraft, ihr Opfer durch ein offenes Geständnis ihres Geschlechts aus allen Sinnen zu kürzen, und so kam es, daß sie am nächsten Tage von der überglücklichen Braut deren Eltern in aller Form als ihr Herzenserwählter vorgestellt wurde. Die Eltern fanden an dem schmucken Burlesken Gefallen; als die Mutter aber anfang, sachlich zu werden, d. h. von Verusaussichten, Erwerbsmöglichkeiten und Heirat zu sprechen, da packte Ruth denn doch die Angst; sie bat die Mutter ins Nebenzimmer und entdeckte sich ihr dort. Der Kummer der enttäuschten Braut war unbeschreiblich, Ruth aber schwor, nie wieder lange Hosen anzuziehen.

## Die Schwiegerväter

Die Beziehungen zwischen Schwiegereltern, Schwiegerkinder und Töchtern haben schon von jeder problematische gewirkt und das bekannte schwierige Kapitel im Leben der Menschen geschaffen. Die Ratschläge und Versuche, zu einer Lösung zu kommen, haben sich mit den Jahren gemehrt. Das in der letzten Zeit aufgetretene und vielfach angewandte Mittel, den Urheber der Aergernisse, der sich meistens im Schwiegervater findet, einfach wegzunehmen, scheint doch noch nicht das nach allen Seiten hin befriedigendste zu sein, wenn man dabei auch nicht vergessen darf, welche Komplikationen das ganze Problem durch die Verjüngungsmethoden moderner Verzeihlicher erfahren hat. Eine resolute Pariserin, die allerdings erst 14 Jahre zählt, sah jedenfalls keinen anderen Weg zu ihrem Lebensglück, das durch ihren 15jährigen Verlobten verkörpert wurde, zu kommen, als den Vater dieses heißgeliebten Freundes zu töten, der sich dazu nicht verstehen wollte, beim Magistat um eine Ausnahme-erlaubnis für die Kindestochter einzukommen. Wenn der Fall auch außerordentlich tragisch für den Schwiegervater erscheint, so kann man andererseits nicht umhin, von einem größeren Glück dabei zu sprechen, denn ein weiteres Leben neben solch einer Schwiegertochter hätte sicherlich keinen Reiz mehr für ihn gehabt. Ein weiterer Schwiegervatermord ereignete sich in Ungarn. Dort lebte ein schwerreicher Pferdehändler in einem wunderschönen Schloß. Er hatte Geld wie Heu, eine Tochter und einen Schwiegersohn, die ihm doch sicher gute Ratschläge machten, wie er dieses viele Geld verwenden und unterbringen konnte. Trotzdem kam er auf keinen anderen Gedanken, als es immer weiter aufzustapeln und so wenig wie möglich davon zu gebrauchen; mit anderen Worten, er wurde ein notorischer Geizhals. Er war nun bereits 74 Jahre alt und herrschte noch immer uneingeschränkt über seinen Besitz. Nach neun Uhr abends durfte im ganzen Schloße kein Licht mehr brennen, die Menschen sollten alle zusammen mit den Sühnern aussteigen. Meiste er in geschäftlichen Angelegenheiten nach Budapest, so wohnte er im allerbilligsten Bauerngasthof, trug seine Koffer selbst, sparte beim Essen und Trinken und bei seiner Kleidung mehr, als tatsächlich erlaubt war. Als einer der reichsten Männer Ungarns ging er in gekleideten Schuhen, die kunstgerecht mit Vändern und Strümpfen aus den Füßen festgebunden waren, und er tyrannisierte seine Umgebung, nach den gleichen Grundsätzen zu leben, die bei ihm selbst allerdings gut anlagen; denn er war trotz seines hohen Alters willensstark. Da fand man ihn eines Tages ermordet, und sein Schwiegersohn bekannte sich als Täter. Seine Gründe waren natürlich

billig und allgemein verständlich, aber die Menschheit mußte sich doch bemühen, andere Mittel zu finden, um dieses schwierige Problem auf humane Weise lösen zu können.

# Das Erlebnis

Skizze von Elisabeth Skoda

In einem kleinen Fischerdorf an der See lebte ein Mann bedürfnislos in einer Hütte. Peter Kreutter hieß er und war ein Privatgelehrter. Er war ein einfacher Mensch und liebte ganz alltägliche Dinge: die Sonne und das Meer und die Möwen und den Birkenwald. Und noch anderes: Goethe und Napoleon und Mozart und Christus und Buddha. Geld mochte er wohl haben, denn arbeiten sah man ihn nicht, wenigstens, was das Volk dort arbeiten nannte. Vielleicht schrieb er Bücher, vielleicht dachte er sie nur. Seine Gedanken flogen wie gelbene Wandervogel in das ferne Land, wenn er so am Strand saß und den weiten strahlenden Himmel anschaute.

Frauen gab es nicht in seinem Leben. Ob er je geliebt hatte? Niemand wußte es, niemand kümmerte sich um ihn und sein Herz. Er selbst hatte bewußt immer eine unsichtbare Mauer um sich gezogen, als er noch in Städten lebte und man ihm Frauen vorstellte. Es war so unbehaglich zu lieben, abgesehen davon, daß man tausend Hemmungen hatte. Die jungen Mädchen — ach, das waren Gänse, die von Friesen sprachen und kicherten — die fielen überhaupt nicht ins Gewicht. Und Frauen? Die hatten entweder Männer und waren glücklich oder hatten Männer und waren unglücklich. Die einen brauchten ihn nicht, die anderen waren bleiche Wasserrosen und mußten getrostet werden — das war wieder nichts für ihn. So steigerte er sich allmählich in einen leisen Groll hinein gegen alles, was weiblich war.

Ein Tages in seine Einsamkeit das Erlebnis kam.

Es war in einem Sommer, und das kleine Fischerdorf sah wie alljährlich ganz wenige Gäste. Denn es war kein mondäner Ort, es war ein ärmliches Dorf, wo es nur Luft und Licht und Wasser und Weite gab, aber keine Hotels und keine Kurlinien, keine Zeitung und kein Radio. In diesem Sommer aber war ein Paar dorthin gekommen, ein Maler und seine junge Frau, die ganz kurz nach der Hochzeit ihre Hüttenwohnen da verbringen wollten. So berichtete der alte Seemir, bei dem der Sonderling manchmal sein Essen einnahm, wenn er sich nichts kochen wollte.

Am ersten Morgen kam das fremde Paar an den Strand, gerade an die Stelle, wo Peter Kreutter auf seinem Liegestuhl zu träumen und zu lesen pflegte. Er, der Maler, brachte eine Staffelei mit, zog eine frische Leinwand auf

und begann Farben zu mischen. Die junge Frau hüpfte in einem schwarzen Trikot, um die Schultern lose einen weiten Bademantel geschlungen, wie eine Bachstelze zwischen ihrem Mann und Peter Kreutter hin und her. Der Junggeselle zog den bekannten Vorhang vor sein Herz und war müde. Aber doch sah er sich, in die Sonne blinzelnd, die junge Frau heimlich an und mimte Unbeteiligtsein dabei. Sie aber kam zu ihm und sagte mit einer glühenden Stimme: „Guten Morgen, Sie fremder Mann! Hier muß man einem doch guten Morgen sagen, es ist ja alles voll Licht und Sonne und Glück.“

Von Peter Kreutter fielen einige Wellen von Ungutsein, Widerwärtigkeit und Mißtrauen ab, als er sich so angeprochen hörte. „Wie war das doch mit deiner Griesgrämigkeit, Peter Kreutter?“ höhnte eine Stimme in ihm, als er jetzt aufstand und — schließlich war man ja doch so etwas wie gebildet — sich vorstellte. Der Maler rief lachend zu seiner Frau herüber: „Kind, nenne ihm unseren Namen — ich muß hier arbeiten, ich habe keine Zeit für gesellschaftliche Dinge.“

Die junge Frau — Peter Kreutter mußte es sich gestehen, da er nun zwei Stunden in ihrer Nähe verbracht hatte, war wohlwollend und angenehm. Hochgewachsen stand sie in dem weichen, weichen Sand, und das verschwimmende Bild von Meer und Himmel bildete einen guten Rahmen um ihre schöne Gestalt. Wie sie lachen konnte, daß es einen warm durchdringenden Blick hatte, dann blühten die Arme zwischen aufschäumenden Wellen, und man glaubte ihr, daß sie zu Wasser und Luft gehörte.

Der erste Vormittag wiederholte sich jetzt täglich. Auf des Malers Leinwand glitten weiße Segel am Horizont. Sein Arbeitsplatz war ein ziemliches Stück entfernt von der Frau und dem Junggesellen, und wenn er ab und zu breit, schön und sonnigbräuntem, ein paar Worte herüberrief, derbe Scherzworte, sie sollte sich nicht von Peter verführen lassen, oder zärtlich befragte, daß sie nicht zu weit hinausgeschwimme, dann spürte man, wie er sie liebte und wie sie ganz sein war.

In Peter Kreutters Herz ging es wirt zu. Daß er sie zu lieben begann, das hatte er sich nie eingestanden. Ein unbefugliches Gefühl begann ihn zu plagen. Er wünschte sie weit weg und im nächsten Moment wollte er, sie wäre ganz nah, viel näher, als sie so im Sande mit

der jungen Frau. Die junge Frau hüpfte in einem schwarzen Trikot, um die Schultern lose einen weiten Bademantel geschlungen, wie eine Bachstelze zwischen ihrem Mann und Peter Kreutter hin und her. Der Junggeselle zog den bekannten Vorhang vor sein Herz und war müde. Aber doch sah er sich, in die Sonne blinzelnd, die junge Frau heimlich an und mimte Unbeteiligtsein dabei. Sie aber kam zu ihm und sagte mit einer glühenden Stimme: „Guten Morgen, Sie fremder Mann! Hier muß man einem doch guten Morgen sagen, es ist ja alles voll Licht und Sonne und Glück.“

Von Peter Kreutter fielen einige Wellen von Ungutsein, Widerwärtigkeit und Mißtrauen ab, als er sich so angeprochen hörte. „Wie war das doch mit deiner Griesgrämigkeit, Peter Kreutter?“ höhnte eine Stimme in ihm, als er jetzt aufstand und — schließlich war man ja doch so etwas wie gebildet — sich vorstellte. Der Maler rief lachend zu seiner Frau herüber: „Kind, nenne ihm unseren Namen — ich muß hier arbeiten, ich habe keine Zeit für gesellschaftliche Dinge.“

Die junge Frau — Peter Kreutter mußte es sich gestehen, da er nun zwei Stunden in ihrer Nähe verbracht hatte, war wohlwollend und angenehm. Hochgewachsen stand sie in dem weichen, weichen Sand, und das verschwimmende Bild von Meer und Himmel bildete einen guten Rahmen um ihre schöne Gestalt. Wie sie lachen konnte, daß es einen warm durchdringenden Blick hatte, dann blühten die Arme zwischen aufschäumenden Wellen, und man glaubte ihr, daß sie zu Wasser und Luft gehörte.

Der erste Vormittag wiederholte sich jetzt täglich. Auf des Malers Leinwand glitten weiße Segel am Horizont. Sein Arbeitsplatz war ein ziemliches Stück entfernt von der Frau und dem Junggesellen, und wenn er ab und zu breit, schön und sonnigbräuntem, ein paar Worte herüberrief, derbe Scherzworte, sie sollte sich nicht von Peter verführen lassen, oder zärtlich befragte, daß sie nicht zu weit hinausgeschwimme, dann spürte man, wie er sie liebte und wie sie ganz sein war.

Im dem Fischerdorf sah wie alljährlich ganz wenige Gäste. Denn es war kein mondäner Ort, es war ein ärmliches Dorf, wo es nur Luft und Licht und Wasser und Weite gab, aber keine Hotels und keine Kurlinien, keine Zeitung und kein Radio. In diesem Sommer aber war ein Paar dorthin gekommen, ein Maler und seine junge Frau, die ganz kurz nach der Hochzeit ihre Hüttenwohnen da verbringen wollten. So berichtete der alte Seemir, bei dem der Sonderling manchmal sein Essen einnahm, wenn er sich nichts kochen wollte.

Am ersten Morgen kam das fremde Paar an den Strand, gerade an die Stelle, wo Peter Kreutter auf seinem Liegestuhl zu träumen und zu lesen pflegte. Er, der Maler, brachte eine Staffelei mit, zog eine frische Leinwand auf

und begann Farben zu mischen. Die junge Frau hüpfte in einem schwarzen Trikot, um die Schultern lose einen weiten Bademantel geschlungen, wie eine Bachstelze zwischen ihrem Mann und Peter Kreutter hin und her. Der Junggeselle zog den bekannten Vorhang vor sein Herz und war müde. Aber doch sah er sich, in die Sonne blinzelnd, die junge Frau heimlich an und mimte Unbeteiligtsein dabei. Sie aber kam zu ihm und sagte mit einer glühenden Stimme: „Guten Morgen, Sie fremder Mann! Hier muß man einem doch guten Morgen sagen, es ist ja alles voll Licht und Sonne und Glück.“

Von Peter Kreutter fielen einige Wellen von Ungutsein, Widerwärtigkeit und Mißtrauen ab, als er sich so angeprochen hörte. „Wie war das doch mit deiner Griesgrämigkeit, Peter Kreutter?“ höhnte eine Stimme in ihm, als er jetzt aufstand und — schließlich war man ja doch so etwas wie gebildet — sich vorstellte. Der Maler rief lachend zu seiner Frau herüber: „Kind, nenne ihm unseren Namen — ich muß hier arbeiten, ich habe keine Zeit für gesellschaftliche Dinge.“

Die junge Frau hüpfte in einem schwarzen Trikot, um die Schultern lose einen weiten Bademantel geschlungen, wie eine Bachstelze zwischen ihrem Mann und Peter Kreutter hin und her. Der Junggeselle zog den bekannten Vorhang vor sein Herz und war müde. Aber doch sah er sich, in die Sonne blinzelnd, die junge Frau heimlich an und mimte Unbeteiligtsein dabei. Sie aber kam zu ihm und sagte mit einer glühenden Stimme: „Guten Morgen, Sie fremder Mann! Hier muß man einem doch guten Morgen sagen, es ist ja alles voll Licht und Sonne und Glück.“

Von Peter Kreutter fielen einige Wellen von Ungutsein, Widerwärtigkeit und Mißtrauen ab, als er sich so angeprochen hörte. „Wie war das doch mit deiner Griesgrämigkeit, Peter Kreutter?“ höhnte eine Stimme in ihm, als er jetzt aufstand und — schließlich war man ja doch so etwas wie gebildet — sich vorstellte. Der Maler rief lachend zu seiner Frau herüber: „Kind, nenne ihm unseren Namen — ich muß hier arbeiten, ich habe keine Zeit für gesellschaftliche Dinge.“

Die junge Frau hüpfte in einem schwarzen Trikot, um die Schultern lose einen weiten Bademantel geschlungen, wie eine Bachstelze zwischen ihrem Mann und Peter Kreutter hin und her. Der Junggeselle zog den bekannten Vorhang vor sein Herz und war müde. Aber doch sah er sich, in die Sonne blinzelnd, die junge Frau heimlich an und mimte Unbeteiligtsein dabei. Sie aber kam zu ihm und sagte mit einer glühenden Stimme: „Guten Morgen, Sie fremder Mann! Hier muß man einem doch guten Morgen sagen, es ist ja alles voll Licht und Sonne und Glück.“

Von Peter Kreutter fielen einige Wellen von Ungutsein, Widerwärtigkeit und Mißtrauen ab, als er sich so angeprochen hörte. „Wie war das doch mit deiner Griesgrämigkeit, Peter Kreutter?“ höhnte eine Stimme in ihm, als er jetzt aufstand und — schließlich war man ja doch so etwas wie gebildet — sich vorstellte. Der Maler rief lachend zu seiner Frau herüber: „Kind, nenne ihm unseren Namen — ich muß hier arbeiten, ich habe keine Zeit für gesellschaftliche Dinge.“

Die junge Frau hüpfte in einem schwarzen Trikot, um die Schultern lose einen weiten Bademantel geschlungen, wie eine Bachstelze zwischen ihrem Mann und Peter Kreutter hin und her. Der Junggeselle zog den bekannten Vorhang vor sein Herz und war müde. Aber doch sah er sich, in die Sonne blinzelnd, die junge Frau heimlich an und mimte Unbeteiligtsein dabei. Sie aber kam zu ihm und sagte mit einer glühenden Stimme: „Guten Morgen, Sie fremder Mann! Hier muß man einem doch guten Morgen sagen, es ist ja alles voll Licht und Sonne und Glück.“

Von Peter Kreutter fielen einige Wellen von Ungutsein, Widerwärtigkeit und Mißtrauen ab, als er sich so angeprochen hörte. „Wie war das doch mit deiner Griesgrämigkeit, Peter Kreutter?“ höhnte eine Stimme in ihm, als er jetzt aufstand und — schließlich war man ja doch so etwas wie gebildet — sich vorstellte. Der Maler rief lachend zu seiner Frau herüber: „Kind, nenne ihm unseren Namen — ich muß hier arbeiten, ich habe keine Zeit für gesellschaftliche Dinge.“

Die junge Frau hüpfte in einem schwarzen Trikot, um die Schultern lose einen weiten Bademantel geschlungen, wie eine Bachstelze zwischen ihrem Mann und Peter Kreutter hin und her. Der Junggeselle zog den bekannten Vorhang vor sein Herz und war müde. Aber doch sah er sich, in die Sonne blinzelnd, die junge Frau heimlich an und mimte Unbeteiligtsein dabei. Sie aber kam zu ihm und sagte mit einer glühenden Stimme: „Guten Morgen, Sie fremder Mann! Hier muß man einem doch guten Morgen sagen, es ist ja alles voll Licht und Sonne und Glück.“

Von Peter Kreutter fielen einige Wellen von Ungutsein, Widerwärtigkeit und Mißtrauen ab, als er sich so angeprochen hörte. „Wie war das doch mit deiner Griesgrämigkeit, Peter Kreutter?“ höhnte eine Stimme in ihm, als er jetzt aufstand und — schließlich war man ja doch so etwas wie gebildet — sich vorstellte. Der Maler rief lachend zu seiner Frau herüber: „Kind, nenne ihm unseren Namen — ich muß hier arbeiten, ich habe keine Zeit für gesellschaftliche Dinge.“

Die junge Frau hüpfte in einem schwarzen Trikot, um die Schultern lose einen weiten Bademantel geschlungen, wie eine Bachstelze zwischen ihrem Mann und Peter Kreutter hin und her. Der Junggeselle zog den bekannten Vorhang vor sein Herz und war müde. Aber doch sah er sich, in die Sonne blinzelnd, die junge Frau heimlich an und mimte Unbeteiligtsein dabei. Sie aber kam zu ihm und sagte mit einer glühenden Stimme: „Guten Morgen, Sie fremder Mann! Hier muß man einem doch guten Morgen sagen, es ist ja alles voll Licht und Sonne und Glück.“

Von Peter Kreutter fielen einige Wellen von Ungutsein, Widerwärtigkeit und Mißtrauen ab, als er sich so angeprochen hörte. „Wie war das doch mit deiner Griesgrämigkeit, Peter Kreutter?“ höhnte eine Stimme in ihm, als er jetzt aufstand und — schließlich war man ja doch so etwas wie gebildet — sich vorstellte. Der Maler rief lachend zu seiner Frau herüber: „Kind, nenne ihm unseren Namen — ich muß hier arbeiten, ich habe keine Zeit für gesellschaftliche Dinge.“

Die junge Frau hüpfte in einem schwarzen Trikot, um die Schultern lose einen weiten Bademantel geschlungen, wie eine Bachstelze zwischen ihrem Mann und Peter Kreutter hin und her. Der Junggeselle zog den bekannten Vorhang vor sein Herz und war müde. Aber doch sah er sich, in die Sonne blinzelnd, die junge Frau heimlich an und mimte Unbeteiligtsein dabei. Sie aber kam zu ihm und sagte mit einer glühenden Stimme: „Guten Morgen, Sie fremder Mann! Hier muß man einem doch guten Morgen sagen, es ist ja alles voll Licht und Sonne und Glück.“

Von Peter Kreutter fielen einige Wellen von Ungutsein, Widerwärtigkeit und Mißtrauen ab, als er sich so angeprochen hörte. „Wie war das doch mit deiner Griesgrämigkeit, Peter Kreutter?“ höhnte eine Stimme in ihm, als er jetzt aufstand und — schließlich war man ja doch so etwas wie gebildet — sich vorstellte. Der Maler rief lachend zu seiner Frau herüber: „Kind, nenne ihm unseren Namen — ich muß hier arbeiten, ich habe keine Zeit für gesellschaftliche Dinge.“

10 Pfund ab und fühlt sich um 100 Pfund leichter. Der katastrophale Husten weniger und das sonst so unbequeme Krächzen geht immer leichter vonstatten, die Blutmatten prangen in höherem Rot und die Nervösen find sich und der Mittelteil weniger zur Last als sonst. Die Ueberarbeiteten und Müden vollends dehnen sich im Hochgefühl der wiedererlangten Frische und dürsten nach neuen Taten.

In dieser an sich ganz berechtigten Erhöhung des Daseinsempfindens und im dadurch bedingten leichteren Fluß des Lebens liegt nun aber auch die Gefahr, daß das Gewonnene wieder aufs Spiel gesetzt wird. Die meisten meinen, es könne sie nun nichts mehr anfechten, sehen die Besserung als Seilung an und denken nicht daran, daß in arbeitslosen vier Wochen doch unmöglich gut gemacht werden kann, was in einem oder gar vielen Jahren sie an sich selbst oder die Umstände an ihnen gesündigt haben.

Allenfalls hehrt man mit guten Vorsätzen zurück und ist schon binnen 24 Stunden wieder auf dem Weg zur Hölle.

Für solche Leute tritt der Begriff Nachkur in seine vollen Rechte, nicht der Nachkur unter der Aufsicht des Arztes, sondern der Nachkur als einer strengen Selbstzucht und eines energiegelassen Kampfes wider den alten Adam, der sich nach den alten Sünden lehnt. Wer klug ist, der wird auch ein Verständnis dafür haben, daß unter Umständen auch bei geringen Schäden bringen kann. Wir trinken in Marienbad unseren Brunnen, führen eine peinlich festgelegte Diät und sind dabei mäßig, gehen früh zu Bett, stehen nicht zu spät auf, rauchen wenig, kneipen noch weniger und arbeiten garnicht. In vier Wochen hat sich der Körper bereits an diese Lebensweise gewöhnt; es kommt daher nicht selten vor, daß bei einem brüchigen Rückfall in die alten Gewohnheiten, Schlemmerei, wenig Schlaf und viel Arbeit, schwere Erkrankungen eintreten, von der schmerzlichen Wiederkehr der mühsam und kostbar erlangten Diät und von dem

Verlust der eben erst gewonnenen Blutzucker gar nicht zu reden. Genau so geht es mit allen anderen Beschwerden, mit der Nervosität am meisten. Wer also klug ist, kann sich das denken, und wer energiegelad ist, der handelt demnach.

Die zweckdienlichste und natürlichste Nachkur wird in allen Fällen die sein, bei welcher man die Gefahren und Gewohnheiten des Kur-aufenthaltes sinngemäß auf das Leben daheim überträgt. Natürlich nur sinngemäß, denn eine schablonenhafte Uebertragung ist schon deshalb nicht möglich, weil wir daheim in ganz anders gearteten Verhältnissen leben und vor allen Dingen, weil die Pflicht zur Arbeit die Gestaltung unseres Lebens ausschlaggebend bestimmt. Aber dessen ungeachtet, hat jedermann die Möglichkeit, und zwar zum mindesten in zwei Richtungen, erstens hinsichtlich des Essens und zweitens hinsichtlich des Schlafens die Erfahrungen seiner Sommerkur in sein Arbeits-dasein zu übertragen. Unsere gewöhnlichen Verhältnisse sind jetzt derart geworden, daß fast jedermann, der Energie besitzt, früh zu Bett gehen kann, wenn er es will, und seine acht Stunden Schlafzeit haben kann, wenn er sie haben will. Die Innehaltung aber einer mäßigen und nach bestimmten Gesichtspunkten zusammengestellten Diät ist heutigen Tages den meisten Menschen nicht möglich; es gehört nur Energie dazu, insbesondere zur Mäßigung. Der englische Staatsmann Lord Beaconsfield hat einmal gesagt: „Ich bin alt geworden, weil ich nie zu viel gegessen und nie zu wenig geschlafen habe.“ In diesen Worten liegt freilich nicht das ganze Geheimnis der Nachkuren, aber ein großer Teil davon.

## Die Kunst des Befehlens

Von G. Van.

Wenn die Damen — was ja noch immer zu beobachten sein soll — in ihrer Unterhaltung auf das unsterbliche Thema „Dienstboten“ zu kommen, dann wird sicherlich eine

aus den älteren Jahrgängen alsbald auch das nicht weniger unsterbliche Schlagwort von der guten alten Zeit in die Diskussion werfen, wird ausführlich berichten, daß ihre Eltern selig eine Köchin 32 Jahre lang, ein Hausmädchen 27 Jahre lang, eine Kinderfrau 18 Jahre lang in der Familie gehabt hätten, und daß alle diese getreuen Wesen wahre Auszubende von Anhänglichkeit und Zuerlässigkeit gewesen wären. Und es wird ein Verwundern anheben bei allen Damen der jüngeren Generation, und heftige Klagen werden laut werden gegen die Industrialisierung, die alle Dienstmädchen in die Fabriken locke, gegen die sozialistischen und kommunistischen Lehren, von denen die Mädchen zu verführten Anschauungen über ihre Menschenrechte, zur Unzufriedenheit und Widergesichtlichkeit erzogen würden. Und wieder wird eine der besorgten Damen sich vernehmen lassen und ihr Urteil dahin zusammenfassen, daß die Dienstboten von ehemals sich eben innerlich ihrer Dienstföhrerschaft verbunden geföhlt hätten, während das Verhältnis von Brot-gebern und Brotnehmern heutigen Tages lediglich auf der materiellen Frage basiert.

Diese Lebenskluge hat damit gewiß den Nagel auf den Kopf getroffen. Aber nicht der veränderte soziale Standpunkt der Dienstmädchen trägt die Schuld, daß aus dem Verhältnis des Zusammengehörigkeit ein reines Kaufmännisches ohne jede Sentimentalität geworden ist. Als es in den bürgerlichen Familien noch sehr beherrschend herging, als man sich noch darauf beschränkte, sein Ansehen in Stadt und Städtchen durch die pünktliche Zahlung seiner Rechnungen zu wahren; als es im stillen Gleichfluß des häuslichen Lebens noch keine peinlichen Geheimnisse vor fremden Augen zu verbergen galt und das Bestreben noch nicht allgemein war, seine soziale Stellung durch allerlei Blendwerk zu erhöhen; da war die Neigung zu einer engeren Gemeinschaft mit dem dienenden Hausgenossen natürlich weit lebendiger als heute. Und die Dienstboten hatten sich nur für die sie auszeichnende Fremdschaft erkenntlich zu zeigen, indem sie Saubere und Saubere mit ihrer

Herzlichkeit teilten. Es kann unübertrieben bleiben, bei welcher der beiden Parteien das Bestreben, von der anderen abzurücken, zuerst hervor-treten ist. Daß aber auch bei den Dienstgebern nicht mehr der Wunsch vorhanden ist, die strenge Scheidungslinie zwischen sich und den Dienstboten zugunsten des patriarchalischen Verhältnisses zu verschieben, das wird von niemandem bestritten werden können. Gerechterweise kann man aber so nicht verlangen, daß dieses Verhältnis einseitig, von den Dienenden allein, in unveränderter Weise aufrecht erhalten werde. Und doch gibt es einen Weg, der in vielen, wenn auch nicht in allen Fällen dahin führt, wenigstens bis zu einem gewissen Grade den Sinn für Anhänglichkeit an ihre Herrschaft in den Dienstboten zu wecken, ohne in über-müdete Gewohnheiten zurückzufallen: man gebe ihnen alle Befehle in einem höflichen Tone.

Das kleine Wörtchen „bitte“, das gar nichts besagt, das nur eine Formel ist und weder Mühe noch Zeit kostet, jedem Auftrag voran-gesetzt, wirkt ausgesprochen auf den Dienenden und auf den Befehlenden. Auf jenen, weil es ihm die bittere Bille des eiserne „Muß“ ver-zuckert; auf diesen, weil es unwillkürlich die ganze Art seiner Befehlerteilung beeinflusst und zu einem freundlichen Wesen zwingt. Es ist eine alte Erfahrung, daß gerade Leute von schlichter Herkunft außerordentlich empfänglich und empfänglich sind für scheinbar ganz untergeordnete Klängen im Verkehr mit Höhergestellten. Dieses Wort „bitte“ ist ihnen eine spontane Anerkennung ihrer Menschenrechte, und sie werden meist geneigt sein, aus der be-ständigen Anwendung dieses Wortes auf einen besonders liebenswürdigen und achtbaren Cha-rakter des Arbeitgebers zu schließen. Und diese kleine Ursache wird die Wirkung haben, vor allem bei Dienstboten, die anderwärts schon hart angefahren wurden, daß ihre Stelle ihnen lieb wird und daß sie sich redlich bemühen, sich darin zu halten.

## Käthe Kollwitz

Käthe Kollwitz, die bedeutendste Scapi-herin Deutschlands, bezieht am 8. Juli ihren 60. Geburtstag. Als Jubiläumsgabe für die Künstlerin erscheint im Furche-Verlag, Berlin ein Buchlein von Louise Diel unter dem Titel:

Käthe Kollwitz.

Ein Ruf ertönt.

Dem Buch entnehmen wir mit Erlaubnis des Verlages und der Verfasserin folgenden Absatz:

„Da führt uns Käthe Kollwitz als mitfüh-lende Mutter in ein Kinderhospital. Das Räpchen muß ausgetrunken werden, wie kann unser Liebling sonst gesund werden! —“ liest man aus der Mutter besorgtem Munde. Und der Vater, ein wenig unbeholfen und ohftets, schaut teilnahmsvoll zu. Die naturgegebene, innige Einheit von Mutter und Kind läßt ihn beiseite zurücktreten.

Die Frau trägt das Leid, dem sie naturver-bunden, duldet ohne Murren. Der Augenblick aber, der ihr den Abgrund des Verlustes zeigt, findet sie heldenhaft, mit fast übernatürlichen Kräften ihren Lebensinhalt verteidigend.

Anders der Mann. Der Lebenskampf hat seine Seele verschlossen und mit abwehrbarer Außenwelt versehen. Er wehrt jedem Geföhls-einbruch — er könnte ihn umwerfen und zer-schmettern. Trifft ihn dann ein Schicksals-schlag, so fällt er ihn wie einen vom Blitz ge-troffenen kimmerigen Baum jä zu Boden.

Weber Kupferplatte nach Stein vermächten diese „Totenklage“ so lebensplastisch, relief-artig wiedergegeben, wie dieser Holzschnitt. Er gibt Zeugnis von der Künstlerin raffinem Weitertingen um technische Vervollkommnungs-möglichkeiten.

An der Bahre des Jährgers stehen die föhrt-losten Jwölfe. Die Klage, die der verschlossene Mund zurückhält, findet in der schmerzlichen Gebärde der Hand rührenden Ausdruck. Sie möchte danken, sie möchte streicheln und alles-Lebens-leid von diesem Toten nehmen.

Der Hand des Menschen, ihrer Bewegung und Formgefhalt, schenken schon die alten Mes-ster ihr ganzes Interesse. Rembrandts Hände, im Spiel von Licht und Schatten, leben und wehen erleben resignoll. Sie atmen höchste Kul-tur. Kollwitz Hände aber durchdringt heißes Blut. Ueber alle Wogen jähren sie, kramen sie sich, kründen Lob und Verzweiflung — stehen um Hilfe — und strecken sich, solche dachende, allen ansehend.

## Im Schatten der Großstadt

Private Kreise und Kirchen Amerikas ha-ben in der Zeit des deutschen Geldwertstun-des ein umfangreiches Hilfsnetz für unsere Kinder durchgeführt. Damals hat sich in Deutschland vielfach die Meinung gebildet, daß es in Amerika keine Not gäbe. Im Juni 1923 stellte der amerikanische „Öffentliche Gesund-heitsdienst“ fest, daß jedes fünfte Schulkind Amerikas nicht das Normalgewicht hatte. Die Prüfung erstreckt sich nur auf Kinder von in Amerika geborenen und von amerikanischen Eltern abstammenden Weissen. Sätte man die Kinder der Einwanderer in die Statistik mit einbezogen, so wäre der Prozentsatz der Unter-ernährten noch gewaltig über das alarmie-rende Ergebnis emporgeschmetelt.

Im Staate Indiana ergab eine Stichprobe, daß nur 25 von 6000 Kleinkindern genügende Ernährung hatten. Ueber 57 Prozent dieser Kinder erhielten keine Milch, über 45 Prozent erhielten eine Nahrung, der vier besonders wichtige Nährstoffe fehlten. 65 Prozent hatten schlechte Zähne, 15 Prozent wiesen schlechten Knochenbau auf, eine Folge der Unterernäh-rung.

Wie mögen die entsprechenden Zahlen auf der „Bast Side“ in Newyork aussehen.

Alljährlich veranstaltet die „Newyork Times“ eine Sammlung für die „Hundert Be-dürftigsten“ der Stadt. Zum Weihnachtsest 1923 erlaubte die Zahl der eingegangenen Spenden, die dreifache Zahl Bedürftiger zu unterstützen. Aber sie stellten nur einen kleinen Prozentsatz dieser Notleidenden dar. Erschüt-ternde Berichte über einzelne Fälle werden veröffentlicht. Sie sind nicht so hoffnungslos, nicht so grauenvoll wie die Berichte von Not und Elend der deutschen Nachkriegszeit. Aber sie sind furchtbar genug. Amerika ohne Not? Eine Legende!

Es gibt in den Vereinigten Staaten 12,5 Millionen Kinder im Alter von 10 bis 15 Jah-ren. Wie lebt diese Jugend? Nahezu ein Zehntel aller dieser in der zartesten Entwick-lungsperiode stehenden Kinder scheidet von vornherein aus den Reihen jener Heran-wachsenden aus, von denen man vielleicht an-nehmen darf, daß sie eine glückliche Jugend haben. Ein Zehntel, weit über eine Million, muß sich unter Verzicht auf den kostenlosen Schulunterricht bereits ihr Brot in Fabriken und Büros selbst verdienen? Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Befehle gegen Kinderarbeit in erschreckend vielen Fällen umgangen wer-den. Die Kinder verrichten eintönige, für sie nutzlose, keinerlei Unterbreitung bringende Ar-beiten. Aber die Unternehmer sparen Lohn-gelder. Man hat in Amerika hunderte von Jugendorganisations „Boy Scouts“, „Girl Scouts“, „Camp-Fire-Girls“, Jugendklubs aller Art, Sportvereinigungen, Studentenver-bindungen, man hat den „Christlichen Verein junger Männer“ und den „Christlichen Verein junger Frauen“, die militärisch gebrillten „Highlanders“, die „katholische Jugendbrigade“, jüdische Jugendbünde ... Organisations mit tieferer Verwaltungsapparatur, einen Stab von Direktoren und Ehrenpräsidenten und Zehntausenden von Jugendführern.

Sie alle zusammengekommen erfassen sicher-lich nicht mehr als eine Million Kinder. Eine Werbeschrift für Jugendhilfe gibt jedes Millio-nen „underprivileged“ an „Unterprivilegierte“, das sind die Armeen halbwegsiger Jun-gens und Mädchen, die ihre moralische und so-ziale Erziehung auf den Straßen der großen Städte erhalten. Sechs Millionen junge Men-schen, die dem riesigen Netz „Education“ ent-schlüpfen.

Sie hungern in den dunklen Stadtvierteln umher, schwänzen die Schule, erfinden böse Streiche und suchen auf ihre Art ein paar Cents zu verdienen. Oft geraten sie in die Hände der besten Freunde des Elends: Laster und Verbrechen.

In den Vereinigten Staaten werden jährlich 235 Tonnen Opium verbraucht, beinahe das Doppelte der Menge, die für den wissenschaft-lichen Bedarf der ganzen Erde ausreicht. Ita-lien konsumiert pro Kopf der Bevölkerung eine Jahresmenge Opium von einem „Grain“ 1/700000 englisches Pfund. Deutschland ver-braucht zwei, England drei, Frankreich vier „Grain“. Und die Vereinigten Staaten — 36 „Grain“!

Und die Jugend stellt unter den Verbrau-chern einen hohen Prozentsatz dar. Viele Jungen machen sich einen Sport daraus, das Drogengift „Heroin“ zu nehmen. Gewissenlos forschten sie unter ihnen Abnehmer und Spürer sie an, in der Schule Kunden zu wer-ben.

Und dann errechnen die Statistiker mit Ent-setzen, daß sich das Durchschnittsalter der Ge-burtsjahrgänge fast aller Staaten immer stär-ker senkt. So betrug es 1914 in Kalifornien 26 Jahre, 1924 nur noch 23 Jahre. Das heißt mit anderen Worten: die Kriminalität der Ju-gendlichen steigt. Mit großer Wildheit und häu-figer Anwendung von Verwahrungsschiff hat man es endlich erreicht, daß 85 Prozent der jugendlichen Verbrecher nicht rückfällig wur-den. Aber noch immer werden jährlich über 200 000 junge Menschen in den Vereinigten Staaten wegen eines Vergehens unter Polizei-aufsicht gestellt.

Amerika ohne Not? Eine Legende ... Aus dem Buche „Jugend im Land der Jugend“ von Fritz Ziefisch.

## Wettlauf

Von Hans Hauptmann-Hamover.

Der Idealist schloß seinen Bericht, indem er mit der Faust einen Wirtel auf die Tischplatte knöchelte: „Schließlich ist es doch immer wieder der helle Kopf, der den Sieg davon trägt!“

Zwei der Herren döhten teilnahmslos in den Rauch ihrer dicken Zigarren. Einer verneinte zwar das Gehörte mit dem starren Blick seiner Glaskugelaugen, rang sich aber aus Höflich-keit ein Kopfnicken ab. Einer vermutete seine Ansicht in die Söhlung seines Weinla-fes. Der fünfte schmunzelte — ein richtiges Rechtsanwaltschmunzeln mit lästig eingekrin-nen Augen. „Ein Gegenstück zu ihrer Kopf-siegerei, Doktor.“ sagte er. „Ich hatte seit Jahren zwei Schmeißern an meinen Schreib-maschinen sitzen. Wenn Räte geblieben wäre, ohne daß ich Loni behalten hätte, wäre es längst nur die eine gewesen. Die Räte — also: muskelfast, lag ich ihnen. Eine Auffassungs-gabe, fleißig, gewissenhaft, also wirklich: eine Attraktion für jedes Büro! Und die Loni? — Der Himmel segne deine Studia, aus dir wird nichts, Hallekujah! Immer habe ich das gesagt, immer. Aber der Teufel hole alle Prophe-zeiungen. Man kommt sich da manchmal selbst dumm vor. Es gibt Aufstiegsmöglichkeiten, es gibt Triumpfmöglichkeiten, es ist unferneins gar nicht denkt. Das große Los für die Loni ist der kurze Rock. Da tippt sie eines Tages an, sie hat geradezu sabelhaft schöne Beine. Und was glauben Sie? Nach zwei Wochen hat sie ein Kilmagent entdeckt, und jetzt flim-mert sich das Mädel ein Vermögenszusammen und horst sich vielleicht noch einem Nobob ins Herz, während die Räte — eine Klasse für sich, meine Herren, ein Köpchen! — während die Räte immer noch an der Schreibmaschine klapp-ern. Für hundertfünfzig Mark monatlich, meine Herren! Somit: freie Bahn dem Tüch-tigen! Hoch die Bedale! Herunter mit dem Spiritus!“

„Beides hübsche Mädchen“, sagte der Idealist, „ich kenne sie. Aber ihre Geschichte beweist gar nichts!“

„Na nu,“ eiferte der Lästige, „auf die Be-gründung bin ich wirklich neugierig!“

„Ober, noch zwei Flaschen! — Ich darf doch die Herren einladen? — Sehen Sie, ein Zigar-ker, ich glaube Halm, sagt: „Glück ist, was jeder sich als Glück gedacht.“ Das ist zweifel-los richtig. Ich weiß nun zufällig, daß Frau-lein Räte eine ganz andere Vorstellung vom Glück hat als ihre Schmeißer. Ich weiß auch, daß ihr reifer Charakter sie davor bewahrt, in ihren Glücksvorstellungen jemals zu wanken, während ich mich dafür bei Fräulein Loni durchaus nicht verbürgen möchte. Bei Räte scheint mir die überhaupt erreichbare menschi-liche Glückseligkeit gesichert, sobald sie einmal das Ziel ihrer unerfütterlich feststehenden Lebenswünsche erreicht hat. Ob irgend welche noch so überraschende Augenblickserfolge aber die Loni dauernd befriedigen können — wer weiß das?“

„Ah! da kommen die Flaschen. Züllen Sie die Gläser, Ober! — Ich möchte nur sagen, meine Herren — mit aller Bescheidenheit na-türlich — der Spiritus ist doch schneller ans Ziel gekommen als die Bedale: ich habe mich gestern mit Fräulein Räte verlobt.“

## Der unmögliche Liebhaber

Die Freiheit, deren sich amerikanische Stu-denten erfreuen, führt manchmal zu sehr niedlichen Mißverständnissen. So hatte die hübsche siebzehnjährige Ruth Sanders von der Hochschule zu Evansville, Indiana, einmal den Versuch unternommen, „außer Dienst“ Männer-kleidung anzulegen, einmal weil ihr die Kleider